

WIE LANGE DAUERT FLUCHT?

Im Gespräch mit Mag. Kenan GÜNGÖR,

*Leiter des Forschungsbüros **think.difference***

Herr Güngör ist Soziologe und Politikberater. Er hat eine breite Expertise im Bereich von Diversitätsmanagement, Integrationsfragen, Deradikalisierungsmaßnahmen und ist in der angewandten Sozialforschung tätig. Er entwickelte die Integrationsleitbilder für Vorarlberg, Oberösterreich und Tirol sowie für mehrere österreichische Städte.

Maria Six-Hohenbalken: Was ist aus der Sicht der angewandten Forschung die besondere Herausforderung in der Fluchtthematik?

Herr Güngör: *Das Problem in der Anwendungsforschung ist, wenn man zeitnahe Beratungen macht oder Expertisen abgibt, dass dies unter der Bedingung von sehr viel unklarem Wissen bezüglich Entwicklungen lesen, Optionen abwägen und zu entscheiden kommen muss. Man muss im Kontext von Ungewissheit Formen und Beschreibungen finden und teilweise spekulativ arbeiten. Das ist eine große Herausforderung. Meistens kommt dann die Forschung ein, zwei Jahre später mit Ergebnissen, die Entscheidungen müssen aber zu einem früheren Zeitpunkt gefällt werden. Wenn ich gefragt werde, passiert entweder gerade etwas oder es steht etwas an. Ein Teil meiner Aufgabe ist es, dort wo noch keine oder kaum Konturen sichtbar sind, mögliche Formen zur erkennen, wo man noch keine oder eine unklare Gestalt vor sich hat. Unser Bemühen darin ist, dass wir helfen „zu lesen“ was möglicherweise passiert und ansteht. Normalerweise begreifen Menschen gesellschaftlichen Wandel erst dann, wenn er schon abgeschlossen ist. Es ist unsere Aufgabe zu helfen, wäh-*

renddessen sich etwas tut. Ich versuche dabei einige Prinzipien im Auge zu haben: dass man um die Unsicherheit dessen weiß und dass die Wahrscheinlichkeit, dass man sich täuscht, genauso hoch ist. Deswegen arbeite ich mit Hypothesen. Alles was ich dann versuche zu beschreiben, wird als Hypothese oder These formuliert. Also es ist immer die Vorläufigkeit und das Infragestellen damit impliziert und keine Festschreibungen.

Frage: Sie haben ja eine große Expertise im Migrationsbereich über viele Jahre hinweg – wie sehr hilft dieses Vorwissen auch im Fluchtbereich tätig zu sein beziehungsweise wo ist der Unterschied zwischen Migration und Fluchtarbeit und Forschung?

Herr Güngör: *Der Unterschied ist erst einmal ein zeitlicher. Migration passiert, Fluchtarbeit setzt – wenn sie gut gelingt – unmittelbar danach an und die Forschung kommt häufig viel später. Die Aufgabe der Politikberatung ist es einerseits Phänomene zu erkennen und zu beschreiben und andererseits Empfehlungen abzugeben. Und diese Empfehlungen haben dann weitreichende Folgen. Unter der Prämisse von Vorläufigkeit ist das auch eine sehr, sehr große Verantwortung.*

Was man in den Fluchtbereich übernehmen kann vom Integrationsbereich her, ist, das Wissen wie Integrationsprozesse passieren. Wir haben schon mehr Erfahrung in der Zuwanderung und Integration. Es gab nicht nur Gastarbeitermigration, sondern wir hatten schon unterschiedliche Fluchtmigrationen. Daher sind wir nicht mit einem völlig neuen Phänomen konfrontiert. Wir haben in unmittelbarer zeitlicher Nähe verschiedene Zuwanderungsströme gehabt – aus unterschiedlichen Gründen. Da gibt es ein breites, zum Teil auch institutionelles Wissen darüber, was funktioniert, was nicht funktioniert. Das Alles hat uns, mich zumindest, zu einer Bescheidenheit geführt, d.h., ich gebe keine Garantie ab, dass alles gut oder eben nicht gut laufen wird. Viele Phänomene passieren zeitgleich und je nachdem, wie die Dynamiken und intervenierende Faktoren hier zusammenwirken, kann vieles auch sehr anders verlaufen.

Wir merken, dass unterschiedliche Zuwanderergruppen angenommen worden sind, sie sind mit unterschiedlichen Voraussetzungen und in unterschiedlichem Maße etabliert. Was man aus der Integrationsforschung weiß: Also es gab den Integrationsautomatismus – von der Chicagoer Schule abgeleitet –, der besagt, je früher Menschen in einem Land sind, desto höher der Bildungsgrad und dass da ein natürlicher Assimilationsprozess funktionieren würde. Man hat lange mit der Linearitätsannahme gearbeitet. Ich denke, was die Wissenschaft, die Politik und auch Gesellschaft verunsichert, ist, dass solche Entwicklungen eben nicht linear verlaufen. Alles ist dynamischer und komplexer geworden. Da hat sich auch in den Gesellschaften etwas verändert.

Ein Großteil der Theorien sind in Zeiten entstanden, wo wir die Globalisierungen nicht in dem starken Maße hatten. Wenn sie früher in einem Land waren, dann gab es damals nur Zeitungen und eine Stunde Radio [in der Muttersprache] am Tag und man hat wenig von den Ursprungsländern mitbekommen. Die [Migrant/inn/en] waren eigentlich viel mehr in dieser Gesellschaft präsent. Heute ist es durch die digitale Welt möglich, dass sie sich medial völlig über das Ursprungsland informieren können und die Themen dort eine viel höhere Relevanz besitzen, verglichen mit dem was hier passiert. Sie haben dadurch dieses Phänomen der Glokalisierung. Das finde ich interessant, weil es sehr viel damit zu tun hat sich in der Gesellschaft zurechtzufinden, die Diskurse mitzubekommen, also auch die Zugehörigkeitsgefühle zu pflegen. Dies hat auch Auswirkungen auf die Deutschkenntnisse.

Deshalb gibt es auch Erfahrungswerte, die man sozusagen adaptieren muss auf die neue Flüchtlingszuwanderung. Zum Beispiel im Gegensatz zu den Ländern des Balkans, die keine Zuwanderungserfahrungen haben und die überhaupt nicht wussten, wie ein Sprachkurs auf die Beine zu stellen war, da haben die früheren „Gastarbeiterländer“ eine Erfahrung aus vorangegangenen Migrationen. Dort weiß man, was Deutsch als Zweitsprache heißt. Es gibt auch Erfahrungen mit Quereinsteigern, wir wissen wie Integrationsprozesse funktionieren etc. Auch wenn man unvorbereitet war im politischen Sinn, waren wir strukturell besser vorbereitet als viele Länder, die keine längere Zuwanderungsgeschichte haben. Das war ein enormer Vorteil. Also eine völlig andere Ausgangslage als jetzt vor vierzig Jahren. (...) Wir haben Netzwerke, Experten etc. Wir hatten Deutschkurse, die musste man nur ausweiten. Faktisch war das dann auch kein Problem, dass dann alle Geflüchteten in die Deutschkurse hineinkamen. Es ist nicht nur vom Input, sondern auch von der Wirkung her bemerkenswert gewesen. Zum Beispiel beobachten wir, dass die Flüchtlinge auch nicht zu einem kleinen Anteil, sondern zu einem erheblichen Anteil fast gleiche oder sogar bessere Deutschkenntnisse haben, als Teile der Gastarbeiter nach vierzig Jahren. Bei allen Herausforderungen, die wir haben werden, ist zumindest das auf der Ebene der Sprache ein wesentlicher, erfolgreicher Schritt. Das wird viel zu wenig gesehen und gehört.

Maria Six-Hohenbalken: Zurückzukommen zu der Auffassung, dass es eine Linearität gibt in der Integrationsvorstellung und wo nun erkannt wurde, dass es nicht so einfach funktioniert. Ich denke, das ist vielleicht auch gerade im Fluchtbereich eine besondere Herausforderung. Das leitet mich zu der Frage über: Wie lange dauert Flucht?

Herr Güngör: *Strukturell kann man sagen, so lange wie man von Nichts wieder halbwegs etwas aufgebaut hat. Wenn jemand Arzt war und hier als Taxifahrer*

arbeitet, da kommt man dort kaum wieder heraus zur alten Profession. Bei der Flucht kommt dazu, dass die Leute nicht mehr in die Heimatländer reisen können. Es gibt auch Untersuchungen in der Sozialpsychologie darüber, wieviel eigentlich dieser Schmerz des Verlustes ausmacht, das heißt, nicht mehr in die Heimat einreisen zu können, die Eltern oder Geschwister ein Leben lang nicht mehr sehen zu können. Das ist etwas, das wir völlig unterschätzen, dass man nämlich nicht mehr in das Herkunftsland einreisen kann. Die Gastarbeitermigranten haben den Vorteil, dass sie jedes Jahr noch heimkehren können. Es gibt somatische Untersuchungen, dass bei vielen dieser Heimatschmerz, der Verlust der Heimat, wahnsinnig viel ausmacht und prägt.

Bezüglich dieser Dimension muss man auch schauen, in welcher Hinsicht das eine Rolle spielt und je nachdem, ob die Flucht, die Vorfluchtphase, das Land in dem sie gelebt haben bis dahin oder die Flucht traumatisch verlaufen sind. Wenn sie Foltererfahrung haben, dann bleibt das ein Leben lang, und davor kann man nicht flüchten. Ich warne aber davor, dass wir die Menschen, die geflüchtet sind, pathologisieren. Dass man annimmt, dass sie per se traumatisiert sind. Es gibt viele mit einer wahnsinnigen Energie.

Ein Großteil der Flucht ist Arbeits- und Armutsmigration; es gibt da zwei Typen. Die, denen es halbwegs gut ging und die versucht haben ein besseres Leben zu gewinnen, weil sie keine Perspektiven hatten. Da gibt es eine angehende Mittelschichtsfucht, die man sehen kann. Das andere ist, dass Menschen vor völliger Armut flüchten. Das sind halt nicht politische, sondern ökonomische Gründe, aber die faktisch dazu führen, dass sie nicht wieder in die Heimatländer einreisen können, sofern sie die Staatsbürgerschaft nicht irgendwann bekommen, damit sie einreisen können.

Maria Six-Hohenbalken: Wie schwierig ist es aus ihrer Erfahrung in der Politikberatung vermitteln zu können, dass diese Vorstellungen von schneller Integration oft nicht so schnell gehen? Sind die Herausforderungen für den Menschen, die man steckt, zu hoch?

Herr Güngör: *Es kommt darauf an, in welche Gesellschaften sie migrieren. In Gesellschaften, wo sehr viel über Bildung läuft, wo sehr viel formal läuft, müssen die Geflüchteten schon wirklich Herkulesaufgaben stemmen, um hier von nichts wieder etwas aufbauen zu können. Deswegen sind auch die Anforderungen sehr groß. Allein, dass sie unter schwierigen Bedingungen eine neue Sprache lernen – mit zwanzig, dreißig – und dann der Versuch, sich in einer fremden Umgebung zu etablieren. Unter diesen Bedingungen etwas aufzubauen, ist eine Herkulesaufgabe, rein strukturell schon. Häufig landet man in der sozialen Unterschicht ein Leben lang. Deshalb ist der Satz, dass Integration von beiden Seiten gleichermaßen gefordert sei, ein völliger Unsinn. Es braucht die Wechselseitigkeit, aber es ist realitätsfern zu glauben, dass die*

Offenheit der Gesellschaft gleich anfordernd ist, als wenn jemand von nichts versuchen muss, eine Existenz aufzubauen. Das ist fast eine Missachtung der Lebenslagen und Hindernisse, die diese Menschen bewältigen müssen. Das ist gut gemeint gewesen, aber Wechselseitigkeit darf nicht mit suggerieren, dass die Anforderungen gleich hoch sind. Ich spreche daher von einer asymmetrischen, wechselseitigen Integrationsanforderung. Das ist realitätsnäher und eine Achtung davor, was die Menschen bewältigen und leisten müssen.

Es gibt in der Tat eine zunehmende Ungeduld mit Integrationsprozessen, die lange Zeit brauchen. Je stärker das Integrationsthema in den Fokus der politisch-medialen ... gerät, desto mehr nimmt die Geduld ab. Sozialarbeiter wissen, wie lange Prozesse dauern. Je politischer die Debatte wird, desto weniger Verständnis, desto weniger Geduld gibt es dafür, dass Integrationsprozesse auch Zeit brauchen. Das hat auch mit der Dynamisierung medialisierter Politik und Öffentlichkeit zu tun, in der Themen kurzzeitig aufpoppen und irgendwie abgehandelt werden. Deswegen haben wir die paradoxe Situation, dass die Lösungen kurzfristiger, Antworten einsilbiger, die Erwartungen höher und die Herausforderungen immer komplexer werden. Das ist auch mit den Omnipotenzvorstellungen von Gesellschaft verbunden: Wenn du ein Problem hast ist die Vorstellung „fix it and solve it“. Dieses Mindset nimmt sehr stark zu und das übersieht, dass die Steuerung und Gestaltung komplexer gesellschaftlicher Prozesse nicht so einfach und kurzfristig zu bewältigen sind.

Maria Six-Hohenbalken: In den einzelnen Stadien des Ansuchens um Asyl sind die Menschen unterschiedlich gefordert. In diesen Stadien gibt es eine unterschiedliche psychische Belastung. Nimmt das ganze Sozialwesen ausreichend Rücksicht darauf, dass es da unterschiedliche Phasen von Liminalität gibt, mit denen die Menschen sich auseinandersetzen müssen und darauf einstellen müssen? Wie schwierig ist es dann auch für jeden einzelnen Sozialarbeiter/ Sozialarbeiterin sich darauf einzustellen?

Herr Gunggör: *Die Erfahrungen zeigen, dass Menschen im Schnitt vier bis sieben Jahre im Asylprozess sind. Über eine sehr lange Zeitphase hinweg, sind sie in einer prekären rechtlichen und existenziellen Lebenslage. Ich finde es eine besondere Leistung, wenn Leute unter diesen unsicheren Bedingungen versuchen zu studieren, eine Lebensperspektive und Normalität einzubauen. Ansonsten ist der Ausnahmezustand vermutlich nicht erträglich. Menschen haben die besondere Eigenschaft lange Ausnahmezustände zu normalisieren und kurzfristige zu dramatisieren.*

Maria Six-Hohenbalken: Sie haben ja nicht nur in Österreich Erfahrung im Diversitätsmanagement und in der Integrationsberatung. Wenn man jetzt zum Beispiel Wien vergleicht mit Berlin: Welche unterschiedlichen nationalen Metho-

dologien in der Integrationsvorstellung und in den Handlungsanleitungen kann man feststellen?

Herr Güngör: *Wichtig ist, dass man Wien nicht mit anderen österreichischen Städten vergleicht. Dafür ist die Größendifferenz zwischen Wien und anderen österreichischen Städten, wie Graz etc., zu eklatant. Vielmehr macht es Sinn, Wien mit den europäischen Metropolen zu vergleichen. Was Wien gut geschafft hat ist, dass es hier keine großen Massenunterkünfte gibt, wie es in vielen deutschen Städten der Fall ist.*

Maria Six-Hohenbalken: Es ist ja auch immer wieder eine wiederholte Destabilisierung. Wenn man es jetzt mit einer gewissen historischen Distanz betrachten würde, dann ist es ja eigentlich auch eine Weiterführung von einem Fluchtzustand?

Herr Güngör: *Man unterschätzt, was die Menschen zum Teil durchlebt haben, mit und in sich tragen. Es gab zum Beispiel die politisch Geflüchteten aus der Türkei in den 1980er Jahren. Sie wurden unterdrückt, verfolgt, verhaftet und teilweise gefoltert. Ihre Flucht hingegen war in den meisten Fällen nicht so lange, dramatisch und gefährlich wie bei den neueren Fluchtbewegung aus Syrien, Afghanistan und der Subsahara. Die Last der Armut- und Kriegsflüchtlinge ist, dass sie zusätzlich noch ihre zurückgelassenen Familien unterstützen müssen. Ich kenne sehr viele politische Flüchtlinge, da lautete es früher: „Rette deine Haut, bevor du ins Gefängnis kommst!“ Und jetzt bei der Armutflucht heißt es: „Rette dich und hilf uns!“ Das ist eine andere Bürde, die man nicht hinreichend sieht.*

Es wird wohl vieles bewusst oder unterbewusst übergenerationell weitergegeben. Die Last geht zum Teil auf die Kinder über. Der Umgang und die Bewältigung können aber sehr unterschiedlich sein. Das hängt auch davon ab, wie sie angekommen und aufgenommen wurden. Dies ist ganz sicher ein Resilienzfaktor. Jetzt haben wir die Strukturen der freiwilligen Helfer nicht mehr in dem Maße, aber in der Anfangszeit. Diese Helferinnen und Helfer vermittelten den Geflüchteten das Gefühl, dass es hier Menschen gibt, denen sie nicht egal sind und die sich persönlich für sie einsetzten. Die Geflüchteten sagen, dass sie dem Land und den Menschen dankbar sind, dass es sehr viele gute Menschen gab, die ihnen geholfen haben. Das schafft soziale Wertschätzung, wie sie sonst kaum herstellbar ist. Diese lebensnahe, soziale Solidarität und Unterstützung gab es früher nicht. Im Vergleich zu Deutschland, wo die Geflüchteten in großen Sammelunterkünften leben und es kaum Berührungen mit der aufnehmenden Gesellschaft gab, ist das ein Unterschied. Das macht einen Unterschied. Das hängt auch damit zusammen, dass die Flucht nach Deutschland in absoluten Zahlen deutlich höher war und dass sich daraus

auch eine andere Bewältigungsstruktur entwickelt hat. In den Camps, Großraumquartieren und Großanlagen hatten die Geflüchteten wenig soziale Berührung mit der Aufnahmegesellschaft. Das ist dann ein anderer Modus der sozialen Begegnung als hier. Das ist bei allen Schwierigkeiten in Österreich eine wichtige soziale Ressource und man kann sich bei den Helfern nicht genug bedanken. Sie haben Großartiges für die geflüchteten Menschen und damit auch für das Land geleistet!